

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 30.

Grand Island, Nebr., 3. Juni 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 40.

Vor meinem Fenster.

Vor meinem Fenster steht ein Baum,
Hat duftiger Blüten viele;
Es schüttelt hernieder gleich weissem
Flaum
Der Wind vielhundert im Spiele.

Vielhundert auch sind taub und leer
Und täuschen und bringen nicht
Früchte;
Es würden die Äste ja brechen auch
Dem überschweren Gewichte.

Viel Hoffnungsblüthen nähet auch
mein Herz,
Viel trogen, viel werden noch trüger:
Sont müht ja dem übergroßen Glück
Ich schwacher Mensch auch erliegen.

Der Ehestifter.

Humoreske von Paul Blich
(Arco).

Seit ungefähr acht Tagen machte
Hauptmann Wolfram eine Entdeckung,
die ihn zu einem eifrigen Nachdenker
zwang; er merkte zu seinem nicht geringen
Erstaunen, daß seine Weine rasch
abnahmen, und auch in seinen
Gartenvorräten entdeckte er täglich
große Lücken.

Der Hauptmann, ein humorvoller
Junggeselle, konnte keine Erklärung
dafür finden, wo die verschwundenen
Herrlichkeiten hingelassen sein konnten;
der einzige Mensch, auf den zuerst
Verdacht fallen mußte, war Franz
sein Burfche; diesen aber kannte der
Hauptmann seit langer Zeit als einen
treuen, zuverlässigen Menschen, und
deshalb traute er ihm nicht zu, daß er
derartige Dummheiten machen würde;
trotz alledem aber nahm der Herr
Hauptmann sich vor, von heute ab die
Augen offen zu halten, um endlich
dem Langfinger auf die Spur zu
kommen.

Als die Sache im Kasino bekannt
wurde, rief der kleine Hauptmann
Schmettwitz dem so gefoppten Kameraden
lachend zu: „Sehen Sie, lieber
Wolfram, das kommt davon, wenn
man ledig bleibt; hätten Sie eine
Frau, dann würde so etwas gar nicht
vorkommen.“ — „Ihnen Sie mich mal
an, in meinem Hause geht Alles, seit
ich verheiratet bin, wie am Schnürchen
— und Sie wissen doch, wie es
ehedem stets bei mir ausfiel! Nein ich
bleibe dabei: in einen ordentlichen
Haushalt gehört eine Frau, sonst geht
Alles drunter und drüber.“

Hauptmann Wolfram wurde einen
Augenblick nachdenklich, dann aber
raffte er sich gleich wieder auf, schüttelte
den Kopf und rief: „Nein! Nein!
Lieber ertrage ich noch ärgeres Unge-
mach, als daß ich meine goldene Frei-
heit so leicht preisgebe.“

„Nun gut, wer nicht hören will,
muß leiden“, sagte der kleine Schmettwitz
gelassen.

„Gewiß, leiden wir also! Profit!“
und lächelnd hielt Wolfram den Selt-
teich hoch. „Profit, Kinder, auf daß
wir niemals mehr zu leiden haben als
heute!“

Aber als Hauptmann Wolfram in
dieser Nacht heimkam, hatte er doch
das Gefühl eines leisen Unbehagens.
Die Worte des kleinen Kameraden
Schmettwitz wollten nicht fort von
ihm, immer klang es ihm in die Ohren:
„In einen ordentlichen Haushalt
gehört eine Frau, sonst geht Alles
drunter und drüber.“ — Er stöhnte
tief auf und sah sich suchend um. Wie
so still und öde das Alles da lag! —
Und wie anders wäre es, wenn jetzt,
dort aus jener Thür, eine schlante
Frauengestalt käme und ihm ein frohes
„Willkommen“ zurief! — Ach, es
wurde ihm ganz tagelänglichlich zu
Muthe und er mußte alle seine Energie
zusammen nehmen, um nicht voll-
ständig sentimental zu werden. Des-
halb sprach er auf, schüttelte die trü-
ben Gedanken von sich ab und dachte:
Am besten, man trinkt noch einen guten
Schoppen, dann werden die Grü-
len wohl verschluckt werden. Er machte
sich also auf, seinen Burfchen zu we-
den, damit er ihm eine Flasche
„Schloßbräu“ aus dem Keller her-
aushole. Und als der Hauptmann an
des Burfchen Kammerthür pochte, ant-
wortete Niemand, auch ein zweites und
drittes Pochen blieb unbeantwortet;
da drückte er auf die Klinke, die Thür
ging auf, aber kein Burfche war im
Zimmer.

Erstaunt sah sich der Hauptmann
um, zugleich bemerkte er aber auch, daß

die Flurthür, die zu den Hintertrep-
pen führte, offen stand und nur ange-
lehnt war. — Zimmer erklaunter ging
er nun dahin, um die Sache näher zu
untersuchen. Kaum hatte er den Trepp-
enflur betreten, als er auch schon ein
Gespräch hörte und deutlich die Stim-
me seines Burfchen erkannte.

Natürlich wurde er nun immer be-
gieriger, hinter das Geheimniß zu
kommen, und so stieg er, dem Klange
der Stimme nach, eine Etage höher,
wo er die Flurthür auch nur angelehnt
sah; behutsam trat er näher, und da
sah er dann, wie in der Küche der
fremden Wohnung sein Burfche es
sich außerordentlich bequem gemacht
hatte; er sah bei einer schmutzigen
Büchse, mit der er eben auf eine „glück-
liche Zukunft“ anstieß; sie tranken
Wein, die beiden Verliebten, guten
Rothwein, den der Hauptmann recht
gut kannte.

„Grenadier Müller!“ rief er mit
lauter Stimme.

Da stand der Burfche stramm da,
die Hände an den Hosennäthen, wäh-
rend die arme Köchin vor Schreck bis
in die äußerste Ecke geflohen war.
„Kunterbommen!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“
„Schamloser, pferdveressener Kerl,
Er!“

Todtenstille ringsum.
Eben wollte der erzürnte Haupt-
mann die Küche verlassen, als die ge-
genüberliegende Thür geöffnet wurde
und eine Dame im Hauskleide eintrat.
„Um Gotteswillen, was giebt es
denn hier?“ fragte sie entsetzt.

Erstaunt sah der Hauptmann auf
die liebliche Erscheinung; sofort
schwand sein Groll, und mit eleganter
Verbeugung entgegnete er lächelnd:
„Tausendmal Verzeihung, meine Gnä-
digste, ich habe mir nur meinen defek-
tierten Burfchen zurückgeholt.“

Die Dame überfah sofort die Si-
tuation; sie erröthete leicht, mußte
aber dennoch ein wenig lächeln.
„Unten angekommen, war der Jörn
des gestrengen Hauptmanns ein wenig
gemildert, denn er gedachte fortwäh-
rend der lieblichen Gestalt, die er da
oben gesehen hatte.“

Stramm, mit weit aufgerissenen
Augen stand der Burfche vor ihm.
„Frecher Kerl, Er! Wie kann er sich
denkmal erdreisten, meinen Wein zu plün-
dern?“

„Verzeihen der Herr Hauptmann
gnädigst, — nämlich die Auguste von
oben und ich, wir haben uns vor acht
Tagen heimlich verlobt — na, und nun
wollten wir eben mal ein Bißchen
feiern.“

„Mir scheint, Ihr feiert schon seit
acht Tagen so'n Bißchen, und dem
Verbrauch der Weine nach zu urthei-
len, mit recht gutem Durst.“
Schweigen.
„Na, stimmt's vielleicht nicht?“
„Zu Befehl, Herr Hauptmann, es
stimmt.“

Dem Vorgefetzten war das Lachen
nahe, aber er nahm sich zusammen,
machte ein ernstes Gesicht und sagte:
„So — na, denn werde ich Ihnen jetzt
mal vier Wochen in den Kasten stecken.“
Schweigen. — nur ein starr an-
gestarrter Blick des verlebten Grenadiers.
„Na, was sagt er denn? — Das wird
wohl helfen, wie?“

„Gnade, Herr Hauptmann! Es soll
auch nicht wieder vorkommen“, bat der
arme Kerl.
„Jawohl, jetzt verspricht Er das
Blau vom Himmel herunter.“
„Auf Ehrenwort, Herr Haupt-
mann.“

Und da konnte der erzürnte Haupt-
mann nicht mehr an sich halten, er
dehnte sich herum und lachte.
„Pach Er sich in die Klappe!“ rief
er noch und ging in sein Zimmer zu-
rück, aus dem er aber gleich wieder
heraustrat. „Erst hol' Er mir noch
eine Köderer herout.“

kannten gar nicht mehr sonderlich er-
staunt darüber, weil sie auf etwas
Aehnliches ja bereits sich gefaßt ge-
macht hatten.

Der Burfche ist natürlich nicht in
den Kasten gesteckt worden; war er es
doch gerade, der als Anstifter dieser
glücklichen Liebe seines Herrn gelten
konnte!

Natürlich wurde er nun immer be-
gieriger, hinter das Geheimniß zu
kommen, und so stieg er, dem Klange
der Stimme nach, eine Etage höher,
wo er die Flurthür auch nur angelehnt
sah; behutsam trat er näher, und da
sah er dann, wie in der Küche der
fremden Wohnung sein Burfche es
sich außerordentlich bequem gemacht
hatte; er sah bei einer schmutzigen
Büchse, mit der er eben auf eine „glück-
liche Zukunft“ anstieß; sie tranken
Wein, die beiden Verliebten, guten
Rothwein, den der Hauptmann recht
gut kannte.

„Grenadier Müller!“ rief er mit
lauter Stimme.

Da stand der Burfche stramm da,
die Hände an den Hosennäthen, wäh-
rend die arme Köchin vor Schreck bis
in die äußerste Ecke geflohen war.
„Kunterbommen!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“
„Schamloser, pferdveressener Kerl,
Er!“

Todtenstille ringsum.
Eben wollte der erzürnte Haupt-
mann die Küche verlassen, als die ge-
genüberliegende Thür geöffnet wurde
und eine Dame im Hauskleide eintrat.
„Um Gotteswillen, was giebt es
denn hier?“ fragte sie entsetzt.

Erstaunt sah der Hauptmann auf
die liebliche Erscheinung; sofort
schwand sein Groll, und mit eleganter
Verbeugung entgegnete er lächelnd:
„Tausendmal Verzeihung, meine Gnä-
digste, ich habe mir nur meinen defek-
tierten Burfchen zurückgeholt.“

Die Dame überfah sofort die Si-
tuation; sie erröthete leicht, mußte
aber dennoch ein wenig lächeln.
„Unten angekommen, war der Jörn
des gestrengen Hauptmanns ein wenig
gemildert, denn er gedachte fortwäh-
rend der lieblichen Gestalt, die er da
oben gesehen hatte.“

Stramm, mit weit aufgerissenen
Augen stand der Burfche vor ihm.
„Frecher Kerl, Er! Wie kann er sich
denkmal erdreisten, meinen Wein zu plün-
dern?“

„Verzeihen der Herr Hauptmann
gnädigst, — nämlich die Auguste von
oben und ich, wir haben uns vor acht
Tagen heimlich verlobt — na, und nun
wollten wir eben mal ein Bißchen
feiern.“

„Mir scheint, Ihr feiert schon seit
acht Tagen so'n Bißchen, und dem
Verbrauch der Weine nach zu urthei-
len, mit recht gutem Durst.“
Schweigen.
„Na, stimmt's vielleicht nicht?“
„Zu Befehl, Herr Hauptmann, es
stimmt.“

Dem Vorgefetzten war das Lachen
nahe, aber er nahm sich zusammen,
machte ein ernstes Gesicht und sagte:
„So — na, denn werde ich Ihnen jetzt
mal vier Wochen in den Kasten stecken.“
Schweigen. — nur ein starr an-
gestarrter Blick des verlebten Grenadiers.
„Na, was sagt er denn? — Das wird
wohl helfen, wie?“

„Gnade, Herr Hauptmann! Es soll
auch nicht wieder vorkommen“, bat der
arme Kerl.
„Jawohl, jetzt verspricht Er das
Blau vom Himmel herunter.“
„Auf Ehrenwort, Herr Haupt-
mann.“

Und da konnte der erzürnte Haupt-
mann nicht mehr an sich halten, er
dehnte sich herum und lachte.
„Pach Er sich in die Klappe!“ rief
er noch und ging in sein Zimmer zu-
rück, aus dem er aber gleich wieder
heraustrat. „Erst hol' Er mir noch
eine Köderer herout.“

er selbst, sie ist etwas außer ihm, ein
Jenseitiges, Schwer-zu-erreichendes,
Ausergewöhnliches, etwas Schitanöses.
Sie gräbt eine Kluft zwischen Gefor-
derten und Erfüllbarem, verurtheilt
dadurch zur ewigen Unfertigkeit, zum
Zweifeln an sich selbst, zur chronischen
inneren und äußeren Verlegenheit, die
denn oft genug in ihr desperates Ge-
genheil umschlägt: die Arroganz aus
überspanntem Menschentum, die Frech-
heit aus innerer Befangenheit. Die
inneren Qualen ohnmächtiger Zweifel
und zuchtloser Fanatik preist der Bar-
bar als heilsam, gehaltvoll, tief, er
nennt sie wahres Innenleben. Das
Wesen der Kultur dagegen ist stets
Vollkommenheit, welche die barbarische
Frogestellung: „Inhalt oder Form?“
„Tiefe oder Oberflächlichkeit?“ nicht etwa
entgegengesetzten Sinnes löst, sondern
überhaupt ausschließt, so etwa wie
wortklaubende Debatten darüber, ob
ein Wert subjektiv oder objektiv, rea-
listisch oder idealistisch ist.

Der Barbare fehlt ebenso die posi-
tive Blickstärke, die das Leben müthig
und klar betrachtet, als jener zu Zeiten
freiwillig die Maßstäbe verwirrenden
oder umkehrbaren Humor, der gern ein-
mal das Prinzip opfert und fünf ge-
rade sein läßt.

Der Wilde frisst, der kultivierte
Mensch speist, der Barbare ernährt sich.
Daß auch der Speisende ein Augen-
merk auf den hygienischen Werth der
Gerichte hat, ist denkbar, vernünftig
und solange nicht tabulärisch, als es
nicht zum selbstgefälligen Ausdruck
kommt; man soll nicht vergessen, daß
mit Kultur die Hygiene nicht das
Mindeste zu tun hat. Gewiß, die Hy-
giene ist etwas Gutes, aber sie liegt in
einer ganz andern Ebene. Dem Bar-
baren ist das nicht klar zu machen, er
ist der Pedant, er verzichtet auf das
Blüthen, er bleibt gesund und reizlos.

Alle gesellschaftliche Kultur beruht
auf der Unfähigkeit der zur Lebens-
erhaltung notwendigen Funktionen;
im weiteren Sinne gehört dazu alles
Praktische und moralische. In affek-
tierter Form drückt sich dieser Stand-
punkt in der Furcht englischer Damen
aus, man könne annehmen, sie hätten
einen Wagen. Dieser Körpertheil darf
in der englischen Konversation nicht
genannt werden. Die den Fortbewe-
gungsapparat nicht verbergende Hofen-
tracht wird von den Wältern, die sie
nicht besitzen, als barbarisch empfunden.
Zweifellos hat die Tracht etwas Groß-
artigeres, die den Mechanismus des
Gebens verhält und dadurch diese Be-
wegung zum Schreiten werden läßt.

Für die Kultur eines Gastmahls ist
es gleichgültig, ob die dazu nöthigen
äußeren Mittel durch Erbschleicherei
oder durch Straßentäuberer erworben
sind, ob der Koch und der Kellermeister
ihre Bezahlung erhalten haben, ob
daraus tausende Hungerer sterben, ob
die, welche das Gastmahl genießen,
arglistig, verderbt und grausam sind,
während der Küchenjunge von einem
Jammerlohn eine starblinde Mutter
erhält und die Gouvernante des Hau-
ses auf ihre Mühsal verzichtet hat, um
einem ledernen Bruder die höhere mili-
tärliche Laufbahn und vielleicht das
Mittelpfeiler in diesem so außerordent-
lich kultivierten Gastmahl zu ermög-
lichen. Daß römische Schwelger ihre
Muranen mit Sklavenfleisch fütterten,
läßt die verschiedensten Beurtheilungen
zu; vom Kulturstandpunkt aus, der
hier nur scharf umrissen, weder für den
einzigsten, noch für den wichtigsten er-
klärt werden soll, ist allein die Frage
entscheidend, ob die Muränen dadurch
wirklich an Wohlgeschmack gewonnen,
oder ob das Opfer von Sklaven nur
ein gastronomischer Dilettantismus
war. Das ist dem Barbaren unange-
nehm zu hören; denn er möchte gern
alles Gute auf der einen, alles Böse
auf der anderen Seite haben.

Es ist heute das Merkmal eines gu-
ten Hauses geworden, daß man die
Dienstboten in gutgelüfteten Räumen
wohnen, haben und sich vernünftig er-
nähren läßt. Das ist außerordentlich
mit der eigentlichen Kultur hat auch
das nicht das Mindeste zu tun. Der
erfreulich, nichts ist zweedmäßiger, aber
edle Typus des wahren Dieners ist
trotz zunehmender Reinkultivierung im Aus-
sterben begriffen.

Die Kardinaltugenden des Barba-
ren sind guter Wille, Fleiß und Wis-
sen. Hier soll keineswegs zur Verach-
tung dieser Eigenschaften angeleitet,
nur betont werden, daß das Wort
Tugend viel erhabenerer Inhalte in sich
schließt, als jene sekundären, prakti-
schen, selbstverständlichen Eigenschaf-
ten, die nur mechanische Mittel, Funk-
tionen des Lebens, nicht selbst Lebens-
werthe sind, wie Schönheit, Muth,
Geist u. s. w.

Der Barbare ist stolz darauf, wenn
seine Werke nach Schwitz und Lampe
riechen. Er will nicht den Weltmann
bilden, sondern Schulbuben wie Fä-

ser mit gelehrtem Wissen auffüllen.
Statt Kultur preist er „allgemeine
Bildung“. Sie soll auch dem Volke
eingeflüßelt werden. Der Barbare ahnt
nicht, daß sie im Blut wie ein Fremd-
körper schwärzt. Er fühlt nicht, daß
die Gebärde des italienischen oder spani-
schen Bettlers, der Witz des französi-
schen Handwerkers und ihre galante
Höflichkeit werthvollere Lebensgüter
sind, als der tote Besitz allgemeinen
Wissens. Er weiß nicht, daß es auch
geistig und feilsch nicht auf das an-
kommt, was man verzehrt, sondern auf
das, was man assimiliert, zu Leben ge-
formt hat, und daß die gesundheits-
mäßige Mast der Fresser die Rasse
mehr verschlechtert, als zeitweilige
Dürftigkeit der Ernährung. Der
Barbare weiß nicht, daß jede, selbst
seine Torheit interessant werden könn-
te, wenn sie sich geistreich gäbe; denn
im Grunde gibt es nur ein verbotenes
Genre; das Langweilige.“

Oskar A. S. Schmitz.

1,200,000 Fremde in Berlin.

Wann ist die Berliner Fremden-
saison? — fragt das „Berliner Tage-
blatt“. Lohnt der Frühling die meisten
Fremden aus dem Reich und dem
Auslande an den Strand der Spree,
oder bildet die Theater- und Konzertsai-
son, den großen Magnet. Weit ge-
fehlt! Aus dem soeben erschienenen
Jahresbericht der Berliner Handels-
kammer für das Jahr 1909, der ein
besonderes Kapitel auch dem Hotel-
und Gastwirthsgewerbe widmet, ergibt
sich mit voller Klarheit, daß merkwür-
digerweise gerade die heißen Sommer-
monate, in denen die Berliner dem
schwindenden Asphalt und den erdrück-
enden Häusermassen der Reichshaupt-
stadt den Rücken kehren, die größte
Anziehungskraft auf die Fremden
ausüben. Ob es Zufall ist oder auf
inneren Gründen beruht, daß die Ber-
liner Hotels und Pensionen sich gerade
dann mit schaulustigen Fremden füllen,
wenn Berlin W. von Berlinern
leer ist — dieser Umstand aufzuklären,
bedürfte es einer volkswirtschaftlichen
Untersuchung. Hier sei nur die That-
sache registriert, daß die fünf Monate
Juni, Juli, August, September und
Oktober zusammen einen ebenso star-
ken Fremdenverkehr aufweisen wie die
anderen sieben Monate des Jahres.
Zusammengefaßt wurden im Jahre 1909
1,200,000 Fremde in Berliner Hotels,
Hotels garnis und anderen Anstalten
amtlich registriert. Die Gesamtzahl
der Fremden, von denen ein großer
Theil — der nicht gezählt wird — bei
Bekanntem und Verwandten absteigt,
dürfte wahrscheinlich 2 Millionen betra-
gen, so daß auf jeden Berliner ein
Fremder kommt. In den Sommer-
und Frühherbmonaten übersteigt der
Fremdenverkehr monatlich die 100-
000; der Juni zählte 102,000 Besu-
cher, der Juli schon 120,000 und der
Monat August erreicht die Höchstziffer
mit 132,500 Fremden. Der Septem-
ber und Oktober machen sich in der
Gunst der Fremden den Rang streitig;
sie bringen es jeder auf 113,000. Im
August der fremdenreiche Monat
für Berlin, so ist der Januar der Mo-
nat, der trotz der Hoffsteife die weni-
gsten Gäste nach Berlin führt; seine
Fremdenziffer beträgt nur 81,000.
Der kürzeste Monat im Jahr, der Fe-
bruar, bringt es schon auf 83,000
Fremde. Auf gleicher Stufe stehen
März und November mit je 89,000
Fremden, unter dem Durchschnitt von
100,000 Fremden halten sich auch der
April mit 90,000, der schöne Monat
Mai mit 94,000 und der Dezember
mit 88,000 Fremden. Das selbe Auf
und Ab zeigt auch das Jahr 1908, des-
sen Gesamtziffer 1,140,000 Fremde
beträgt, so daß man beinahe von ei-
ner ständigen Erscheinung im Berliner
Fremdenverkehr sprechen kann. Für
die neue Zentralstelle zur Hebung des
Fremdenverkehrs in Berlin liefert
diese interessante Statistik mancherlei
Anregungen.

Nicht minder interessant ist eine Zu-
sammenstellung der Fremden, die aus
dem Auslande kommen, nach ihrer
Heimath. Von jenseits der Schwarz-
weiß-rothen Grenzpfähle kamen 209-
173 Fremde, also nur etwas über ein
Sechstel. Paris und London haben
einen größeren Fremdenverkehr aus
dem Auslande; man weiß, daß es die
erotischen Gäste sind, die das meiste
Geld ins Land bringen. Auch für die
Fremdensaison Berlins gilt das Wort
ex oriente lux; denn Rußland steht
mit 77,800 Fremden unter den aus-
ländischen Gästen an der Spitze. Erst
in weitem Abstand folgt dann unfer
Bundesstaat Oesterreich-Ungarn mit
34,700 Fremden. An dritter Stelle
steht — ein Beweis für die Gunst, in
der Spreetänen bei den Besuchern von
jenseits des großen Reichs steht —
Amerika mit 20,700 Gästen. Erst

dann folgen England mit 13,500,
Schweden mit 11,750 und Dänemark
mit 11,000 Fremden. Frankreich bleibt
mit 9375 Gästen noch unter dem Ni-
veau von 10,000. Selbst das kleine
Holland bringt es auf 7100 Fremde;
die Schweiz entfaltete 5000, Belgien
3800, Italien 3250 und Norwegen
3050 Besucher nach der Metropole des
Deutschen Reiches. Dann geht es über
Spanien mit 974, Portugal mit 743,
die Türkei mit 1040, Wien mit 1241,
Afrika mit 1057 abwärts bis nach
Australien, das mit nur 429 Fremden
an letzter Stelle steht. Für ein Urtheil
über die Reiselust der einzelnen Natio-
nen bildet diese Statistik einen fast
absoluten Maßstab. Die germanischen
Völker wandern auch hier voran —
wenn man von den Russen absteht, die
infolge der Nähe Berlins und der guten
Verbindungen die Reichshauptstadt
bevorzugen, aber sie zumeist doch nur
als Durchgangsstation auf dem Wege
nach Paris, dem ersehnten Ziel ihrer
Wünsche, benutzen.

Zähleigkeit des Fuchses.

Aus Steiermark wird dem „Kos-
mos“, Handweiser für Naturfreunde
geschrieben: Vor mehr als drei Jahren
hatte ein hiesiger Besitzer in seinem
Schlagweiden den ganzen vorderen Theil
des Oberfließes eines Fuchses gefun-
den. Da die Verlegung des Tieres et-
wa so groß war, glaubte er, es sei elend
zugrunde gegangen. Doch wie erstaunte
er, als er unlängst in einem Fisch-
otterteien einen Fuchs fand und in ihm
jenes Tier erkannte, das vor drei Jah-
ren mit so schweren Verletzungen ent-
wickelt war. Der Kopf des nun geis-
terhaften Fuchses ist sehr interessant.
Knapp vor den Augen ist der Oberkie-
fer abgeklappt und auf vernarrt; der
größte Teil des Unterkiefers ist frei
und nur von der langen Zunge bedeckt.
Ausführgänge des Nierorgans sind
deutlich erkennbar. Es ist ein wahres
Räthsel, daß ein Thier an einer so har-
ten Verwundung nicht zugrunde gehen
mußte. Die Nahrungsaufnahme kann
in der ersten Zeit nur unter den furch-
terlichsten Schmerzen möglich gewesen
sein und muß auch später erheblich
Schwierigkeiten gemacht haben.

Die Verdauungsgeschwindigkeit.

Man spricht von leicht und schwer
verdaulichen Speisen und hat dabei
meistens die Zeit im Auge, die jede
zum Verbaue erfordert. Welches ist
nun aber die leichtverdaulichste Speise?
Eine englische Monatschrift hat hier-
für eine Tabelle aufgestellt, in der, was
die leichte Verdaulichkeit anlangt,
getochte Kapoune, geröstetes Wild und
Bratäpfel oben an stehen, da für die
Verdauung nur eine einzige Stunde
nötig ist. Darauf kommen Fische mit
Ausschluß des Aales und des Schell-
fisches, die gelocht in 1½, gebraten in
3 Stunden verdaut werden. Hierauf
Beflügel, nämlich Truthahnbraten und
Gänsebraten mit 2½ Stunden. Etwas
mehr Zeit erfordern Brot, Rinder- und
Schafbraten, nämlich 3½ Stunden,
während für Kalbsbraten 5 Stunden
nötig sein sollen. Für fettes Schweine-
fleisch sind 5½ Stunden angelegt. Die
längsten Zeiten, nämlich mehr als 6
Stunden, erfordern nach der Tabelle
geräuchertes Fleisch, Krabben und Af-
hol. Die Gemüsesorten sind ge-
trennt hierauf aufgeführt und werden
z. B. Spargel und gekochter Sellerie,
die am leichtesten verdaulich sind, mit
1½ Stunden angeführt, bei Erbsen
und Bohnen mit 2½ Stunden, bei
Zwiebeln und rohem Salat mit 3
Stunden.

Ein Mann im Westen wurde wäh-
rend seiner Krankheit von 26 Ärzten
behandelt; er muß eine merkwürdig
kräftige Konstitution haben.

Mancher besitzt den Schatz, aber ein-
geschloffen in einer Truhe, zu der ihm
der Schlüssel fehlt.

Statistiken stellen die Tatsache fest,
daß 76,000 Farmer Automobils ha-
ben, und dabei redet man noch immer
von der ländlichen Ruhe und Stille.

Nicht lieben, sondern achten sollst du
deinen Feind.

Ein Janitor in Chicago erhielt laut
Urtheilspruch von einem Fuhrmann,
der ihm fünfmal mit der fogenannten
besseren Hälfte durchgegangen war,
eine Entschädigung von \$200. Er hätte
eigentlich dem Fuhrmann noch etwas
draufzahlen sollen, daß er ihn von
einer solchen Muttergattin befreite.

Der Kritiker fällt auch den Honig.

Das Volk verlangt einen Tarif, bel
dem nicht jeder Abfah einer Erklärung
oder Entschuldigung bedarf.